

Ursula Meier-Nobs

Die  
marokkanische  
Katze

Eine Novelle zwischen Gegenwart  
und orientalischem Zauber

 **blaukreuz**  
verlag

Die Winde der beiden Meere stürmen über die weissen, flachen Dächer des Kasbah-Hauses. Sie wühlen im Fell der schwarzen Katze, zerren an der aufgespannten Wäsche, dass die Zipfel der tanzenden Tücher lärmen wie Peitschengeknalle. Unsanft ernten sie aus dem Blättergewirr des mächtigen Feigenbaumes die überreifen Früchte. Zerschmettert, das rötliche Innere blossgelegt, kleben sie auf dem Boden der sonnenwarmen Dachterrasse, heimgesucht von einem Heer kleiner, brauner Ameisen. Gegenüber, auf dem alten Sultanspalast, windet sich die rote Fahne mit dem grünen Stern hilfesuchend um sich selbst, winkt mit der einzigen noch losen Ecke verzweifelt in den strahlenden Nachmittag und weiss nicht, wie ihr geschieht.

Die Katze steht ganz still, die rechte, leise zitternde Pfote leicht angehoben. Angespannt bis in die dünne Schwanzspitze, sieht sie den Wagen über den unebenen Boden des staubigen Platzes holpern und in einem halben Bogen in der Gasse neben der alten Mauer verschwinden. Noch ist sie sich nicht sicher, noch mag sie es nicht glauben, ob schon ihr die Betriebsamkeit dieses Morgens eine Warnung hätte sein sollen. Ihre nach vorn gerichteten Ohren zucken, erhoffen vertrauten Klang. Sie wartet. Wartet, bis sich die Kinder der Volksschule auf ihrem Heimweg lärmend durch das Tor der Medina drängen, wirft einen kurzen Blick zu den breitfedrig zwischen den Zinnen hockenden Tauben, springt gewandt über die steinerne Bank hinab zum Altan. Der Napf steht noch da, halb gefüllt,

sie beschnuppert die Brocken, aber hungrig ist sie nicht – noch nicht.

Sie legt sich hin, vor die Gittertüre; dort wirft der Kaminhut um diese Zeit seinen Schatten, sie leckt ihre Pfote, fährt damit über den Kopf, die Ohren, streckt sich, wälzt sich kurz und kugelt sich zusammen. Eine kleine Weile beobachtet sie die über ihr im Aufwind segelnden Möwen, dann schliesst sie die Augen. Kein Grund, sich jetzt schon Sorgen zu machen.

Später brennt die Sonne auf ihren Pelz. Der Schatten des Kaminhutes ist gewandert, liegt nun an der weissen Hauswand und schützt sie nicht mehr. Ihr schwarzes Fell, im grellen Licht tief dunkelbraun schimmernd, saugt die Wärme auf wie ausgedörrter Boden den Regen; sie fühlt sich erhitzt und durstig. Der Tiegel ist gefüllt, aber sie bemerkt gleich, dass das Wasser alt und abgestanden schmeckt. Ein Blick zum Fressnapf, die übriggebliebenen Brocken vom Morgen wimmeln von Ameisen, sind ungeniessbar. Besser, sie hätte alles auf einmal gefressen, aber ein zu voller Magen macht träge, und das ist nicht empfehlenswert für jemanden wie sie, die ihr Leben meist selbst bestreiten muss.

Es ist erst später Nachmittag, noch ist nicht alles verloren, bestimmt haben die Bewohner nur einen Ausflug gemacht, wie schon so oft. Aber – nimmt man dazu seine ganze Habe mit? An der verschnörkelten Gittertüre richtet sie sich auf, späht durch die schmale Vorhangspalte in den Raum, wo das Bett steht, auf dem sie seit einigen Tagen hat

liegen dürfen, allerdings nur auf der alten Woldecke am Fussende, aber immerhin bequemer als im tönernen Krug, in den es hineinregnet.

Die Decke ist verschwunden, soviel erkennt sie, das Bett und der Raum sehen seltsam unbewohnt aus. Über die schmale Steintreppe steigt sie hoch zur oberen Terrasse, die ganz von den Ästen des Feigenbaums überdeckt ist, springt hinüber und gleitet am Stamm hinunter in den Innenhof. Dort ist es kühl und dämmerig, die Türe zum Wohnraum geschlossen, kein menschlicher Laut, nur das Brausen der Winde und das durchdringende Gezwitzchen der Spatzen über ihr. Ein voller, von Ameisen umkreister Kehrriechtsack steht neben dem Aussentor, auch das geschlossen. Es riecht nach Verlassenheit. Ihre Hoffnung sinkt!

Das Geräusch eines knirschenden Schlüssels weckt ihre Aufmerksamkeit. Der Diener, das Putzwerkzeug in der Hand, stösst das Hoftor mit der Schulter auf, sieht den Kehrriechtsack, murmelt Unverständliches.

Die Katze hat sich zwischen die Äste zurückgezogen, späht durch das Grün zu ihm hinunter, sieht, wie er die klebrigen, zermatschten Feigen aufsammelt, die Blätter zusammenwischt, mit dem Wasserschlauch den Boden und die steile, schmale Treppe mit den hohen Stufen zum oberen Stock abspritzt. Sie weiss, dasselbe wird er auch auf der Terrasse tun; sie mag das Wasser nicht, für sie ist es Zeit, sich davonzumachen. Noch einen wehmütigen Blick wirft sie auf ihren wimmelnden Fressnapf, dann springt sie

leichtfüßig hoch zu den Zinnen und hinüber zum nächsten Haus. Dort gibt es grosse Töpfe, Blumentöpfe, aber die Erde ist trocken und die paar Stöcke darin verdorrt. Es pflegt sie niemand. Schnell kratzt sie sich ein Loch und macht ihr Geschäft. Auf der eigenen Terrasse tut sie das nicht, da achtet sie darauf, dass alles sauber bleibt. Es ist ihr Revier, da duldet sie niemanden ihresgleichen, da kennt sie kein Pardon.

Dann hört sie, wie die Gittertüre zur Terrasse – auch sie klemmt – aufgestossen wird; von ihrem sicheren Gegenüber aus beobachtet sie den Diener, das spritzende, gurgelnd im Abfluss verschwindende Wasser, vernimmt, wie er in den Innenräumen mit seinem Putzzeug hantiert und dann endlich das Haus verlässt, die knirschende Aussentüre zuzieht, den Schlüssel dreht und weggeht. Sie wartet, bis die Winde das Wasser getrocknet haben, dann eilt sie zurück, ihr Fressnapf ist verschwunden, der Tiegel ebenfalls, es riecht nach etwas Scharfem, Unangenehmem, sie niest und fährt schnell einige Male mit der Pfote über die Nase. Sie kennt den Geruch, es ist der makellose Dunst der Einsamkeit. Sie weiss, sie braucht nicht mehr zu warten.



## Die Katze

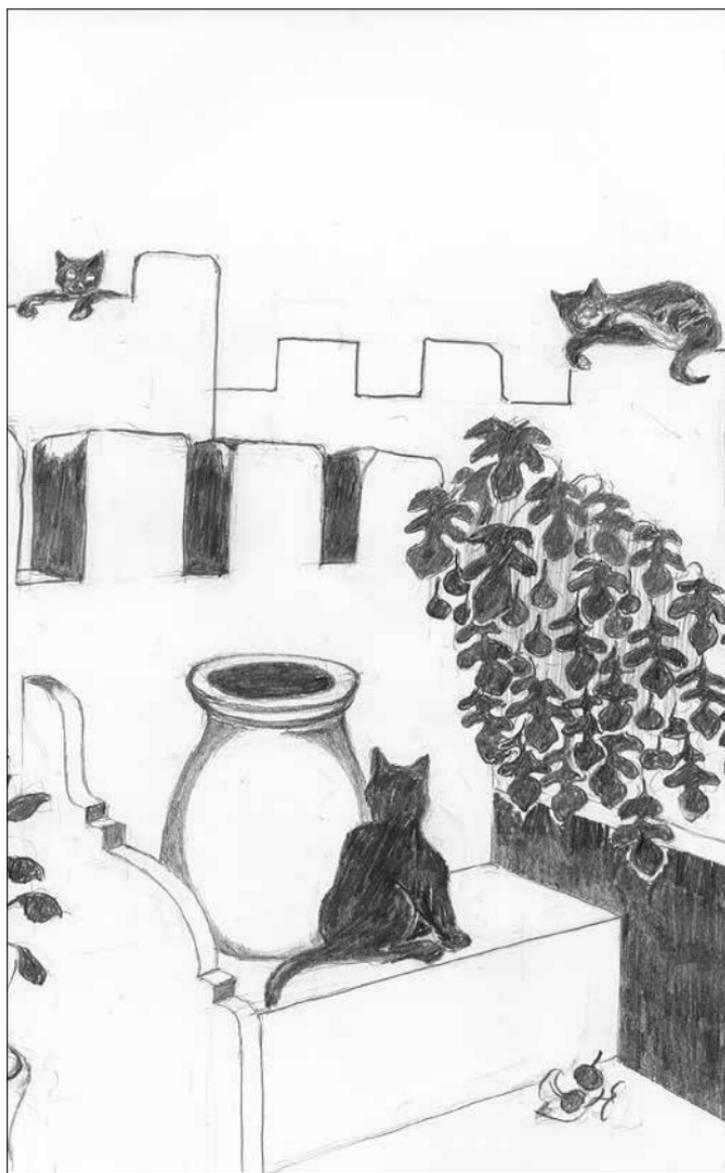
Sie haben mich zurückgelassen – miaau. Ich habe meinen Futtertisch verloren, miäü. Ab jetzt muss ich mich wieder von dem ernähren, was ich im Hafen und in den engen

Gässchen des Socco finde. Abfälle eben! Määu! Aber bleibt mir etwas anderes übrig, wenn ich nicht verhungern will? Mein Magen knurrt.

Noch kann ich mich nicht dazu entschliessen, auf Nahrungssuche zu gehen. Ich bin traurig, nein, ich bin niedergeschlagen! Der Ruf des Muezzins schallt vom Turm der Moschee; es ist die Nachtstunde, da die Menschen in ihre Häuser gehen und die Läden ihre Türen schliessen, die der kleinen im Socco und die der grösseren in der Medina und der Neustadt.

Bereits scheint es sich herumgesprochen zu haben, dass ich wieder verwaist bin; der rote Getigerte schaut schadenfroh über die Brüstung des gegenüberliegenden Daches und die helle Hinkende steht herausfordernd auf der ersten Zinne. Ich fauche und zeige ihr wütend die Krallen, da hüpf sie – ja, sie hüpf – auf drei Beinen, das vierte angehoben, geschwind über den Mauerkranz und verschwindet. Aber sie werden wiederkommen, und sobald ich den Schwanz kehre, werden sie versuchen, ihr Geschäft in meinem Revier zu machen. Ekelhaft!

Da fällt eine Feige direkt vor meine Füsse, zerplatzt und erschreckt mich beinahe zu Tode. Ich suche Zuflucht in meinem tönernen, riesigen, weissen Krug, der auf einer der Steinbänke steht, festgemauert, unverrückbar. Wenigstens der ist mir geblieben, obwohl er etwas modrig riecht. Auf seinem Grund kleben feuchte Blätter, aber er schützt mich vor der Morgenkälte und vor den Winden, die über seine runde Öffnung streichen und hohle, in meinem Körper leise mitschnurrende Töne erzeugen. Im engen Ausschnitt



meines Gesichtsfeldes jagen hellbesäumte Nachtwolken wie Fischschwärme dahin. Ich bin unglücklich!

Ich beginne zu maunzen, erst leise, dann immer lauter. Ich habe Angst.

Es ist nicht so sehr die Aussicht, mein Futter wiederum irgendwo zusammenstehlen zu müssen, die mich so elend macht, als vielmehr die Gewissheit, nirgends mehr hinzugehören, keine Familie mehr zu haben, für die ich wichtig bin. Ersteres bin ich gewohnt, kenne die Abfalltonnen der Medina, die Orte, an denen ich im Hafen die Fischköpfe finde; aber das Zweite macht mir Mühe: Kein freundliches Wort, keine streichelnde Hand, kein weiches Plätzchen mehr auf einem warmen Schoss – das ist schon hart. Obschon: Ich erlebe das ja nicht zum ersten Mal, es geschieht immer und immer wieder, und jedes Mal muss ich jammern. Aber was muss ich mich auch ständig an die Fremden hängen? Sie bleiben nie lange und trotzdem hoffe ich immer aufs Neue, dass sich irgendeinmal jemand hier niederlässt, für immer, und mich aufnimmt als Hauskatze.

Dabei sollte es andersherum sein: ICH sollte sie aufnehmen und mir zu Eigen machen. Ich bin es nämlich, die hier Rechte hat, denn ich bin da geboren! Wenn auch bloss in einer Ecke der oberen Terrasse, und dies nur auf einigen alten Papierfetzen inmitten eines zusammengewehnten Haufens vertrockneter Feigenblätter. Aber immerhin: Das macht das Haus zu meinem Heim. Ich bin nicht willens, mich vertreiben zu lassen, trotz der hellen Hinkenden und des Rotgetigerten, die neidisch und eifersüchtig in mein Revier eindringen und mir das hingestellte Fressen stehlen.

Sie haben keine Manieren, sind ja auch nur Hafenkatten, unter irgendeinem Boot geboren, auf das sie keinen Anspruch haben. Das ist bei mir nicht so, ich weiss, was sich gehört.

Doch zurzeit bin ich niedergeschlagen und entschlossen, mich nicht mehr aus meinem tönernen Gehäuse wegzubewegen, bis ein Wunder geschieht – oder bis es regnet. Ich hasse Wasser.

Da sträubt sich mein Fell, was ist das?

Gleissende Funken springen in die Finsternis meines Kruges, gleiten kurz die Wände entlang, schmerzen in meinen Augen, verschwinden wieder. Erschrocken halte ich den Atem an, ducke mich tief auf den Grund, aber meine Neugier ist geweckt. Da, wieder dieses Geflimmer, das mich halb ängstigt, halb ärgert, eigentlich mehr ärgert, denn es stört mich in meiner Trauer. Jedenfalls spanne ich meine Muskeln an, schnelle kühn hoch zum Rand und schaue mich um. Vor dem fahlen Licht der Strassenlaterne zeichnet sich der Umriss eines Katers ab. Seine Augen glühen, sein Fell wirft dieselben Funken, die mich aus meinem Krug gelockt haben. Ich weiss nicht, ob ich träume oder wache.

Er ist gross, viel grösser als ich. Noch nie habe ich einen so grossen Kater gesehen. Seine Gegenwart entsetzt mich. Mäü.

Unwillig schüttelt er den Kopf.

«Lass das!»

Eingeschüchtert bewege ich mich rückwärts, will mich hinter meinem Krug verstecken.

«Bleib stehen!»

Die Worte halten mich fest. Nun sprühen auch seine Augen Funken und meine Stimme klingt nicht wie meine Stimme, klingt ganz kläglich: «Du bist so gross.»

«Das lässt sich ändern», sagt er, schrumpft vor meinen Augen zusammen und entschwindet.

Sein plötzliches Entweichen erschreckt mich noch viel mehr, keine Tatze kann ich mehr rühren vor Grauen ...

«Wo bist du?», rufe ich in heller Panik und wende den Kopf nach allen Seiten.

«Hier.» Er steht auf einer der Zinnen. «Oder hier.» Schon sitzt er auf der Steinbank. «Oder vielleicht da?» Jetzt blickt er mir direkt in die Augen, lacht, ich bin verwirrt und nun sehe ich es. Er berührt den Boden nicht, er schwebt darüber hin; auch seine Beine sehe ich nicht, sie haben sich in einem leicht wabernden, hellen Schein aufgelöst und der Schock der Erkenntnis raubt mir den Atem: Ein Dschinn!

«Horch!» Er hat sich aufgerichtet. Aufmerksam schaut er hoch zum Himmel; die Winde haben sich gelegt, sie sind müde geworden vom Wegwischen der Wolken. Der Schein des Mondes streicht über die Zinnen. Er ist noch nicht ganz voll, in seinem Licht glimmt silbern des Geistes graues Fell. Er ist schön in seiner angenommenen Gestalt! Niemals noch habe ich einen so schönen Kater gesehen. Meine Angst schwindet, weicht der Bewunderung.

«Horch», sagt er noch einmal – da beginnt vom Turm des Minarets der Ruf des Muezzins, schallt laut durch die Stille der Nacht, hinweg über die flachen Dächer der Kas-



bah-Häuser und weiter hinaus über die Wellen der beiden Meere. Seinen Gebeten wird Antwort von ringsherum gegeben, die Stimmen verweben sich zu einem wundersamen Wohlklang und die Stadt beginnt zu schweben auf einer Wolke schwingender Töne, die mich mitschweben lassen in einem tiefen Glücksgefühl, wie ich es noch nie empfunden habe. Dann, nach und nach, verklingen die frommen Gesänge, ein Hund bellt, Hähne krähen, verschlafenen gurren die Tauben.

Der Dschinn sieht mich an:

«Hast du die Botschaft vernommen?»

Und ich, noch eingebunden in das soeben Erlebte, weiss keine Antwort. Er schüttelt den Kopf:

«Du hast noch viel zu lernen!»

«Ich bin noch jung.»

«Und trotzdem habe ich dich ausgewählt.»

«Mich?»

«Ich beobachte dich schon seit einiger Zeit.»

«Ich habe dich noch nie gesehen.» Seine spitzen Zähne blitzen.

«Ich bin der Herr des Feigenbaums, man sieht mich nicht, wenn ich nicht will.»

«Ein Dschinn des Baumes?»

«Ja, ich bin einer derer, die aus dem rauchlosen Feuer geschaffen wurden.»

Ich ducke mich zu seinen Füßen, bezeuge ihm so meine Hochachtung und flüstere:

«Und du hast mich ausgewählt?»

«Für den Auftrag, der mir gestellt worden ist, brauche ich ein Geschöpf aus Fleisch und Blut.»

«Und das bin ich?»

«So ist es!»

«Was muss ich tun, Herr?»

«Nenne mich nicht Herr! Mein Name ist Shabar.»

«Ein grosser Name; mich nennt man die Schwarze.»

«Ich weiss.»

«Was muss ich tun, Shabar?», frage ich noch einmal und er sagt:

«Komm her, hier neben mich und sieh!»

Ich tue, was er will, blicke in die Richtung, in die er blickt und sehe – nichts. Jedenfalls nichts, was nicht schon immer von hier aus zu sehen war.

«Was siehst du?»

«Nur die weissen Wände der Häuser, nur die Palmenwipfel im Garten des Sultanspalasts, nur das rötliche Licht der Strassenlaterne, nur die Autos auf dem Parkplatz.»

«Schau genau.»

Ich streng mich an, schaue starr in die mir angewiesene Richtung und auf einmal verändern sich die Mauern, öffnen sich, werden klar wie Glas, so dass ich hindurch sehe bis hinauf zur Moschee und weiter durch die krummen Gassen bis zur Ecke, wo ich das schmale Haus des Bäckers weiss, der die herrlich duftenden Fladenbrote bäckt. Und dort, im Winkel, sehe ich ein Bündel. Es liegt am Boden und bewegt sich nicht.

«Was ist das», frage ich und er sagt:

«Ein Mensch.»

«Was befehlst du mir?»

«Geh und wärme diesen Jungen, die Nacht wird kalt.»

«Er wird mich treten, alle Jungen treten mich.»

«Dann sieh zu, dass er es nicht tut: Mach, dass er dich liebt.»

«Das ist unmöglich; die Strassenkinder hassen Katzen, sie quälen uns.»

«Zweifle nicht, tu, was ich sage, das ist deine Aufgabe. Morgen Abend komm wieder hierher und berichte mir!»

«Jaou», sage ich, springe hoch zu den Zinnen und eile über die Dächer davon.



## Der Junge

Er sitzt auf den Steinen hinter dem Tor der zerfallenden Stadtmauer, schaut hinunter auf den Hafen, wo die Fährschiffe anlegen, erkennt hinter der Weite der mondschimmernden Wellen die Umrisse des Festlands, diesen Küstenstreifen des anderen Kontinents, der den Jungen anzieht wie der Köder den Fisch, und er weiss: Dort will er hin.

Er träumt mit offenen Augen von einem Dasein, welches besser ist als das, was er nun hat. Er träumt von einem Ort, der ihn freundlich aufnimmt, ihm Arbeit, Nahrung und Geltung verschafft, der ihn emporhebt aus dem Kreis der kleinen Niemanden. Er will nicht ein Leben lang als armer Schlucker danebenstehen, wenn die Nasri ihre schönen Autos auf dem Platz vor der Kasbah abstellen, neugier-